



Rahel Levin Varnhagen
»Das Herz ist ganz im Dunklen«
Ein Lesebuch

Insel-Bücherei Nr. 1529



Rahel Levin Varnhagen

»Das Herz ist ganz im Dunklen«

Ein Lesebuch



*Herausgegeben und mit einem Nachwort
versehen von Barbara Hahn*

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1529

© Insel Verlag Berlin 2023

»Das Herz ist ganz im Dunklen«

An David Veit in Göttingen.

Berlin, den 2. April 1793.

SIE WISSEN DOCH SONST IMMER gern so genau was ich denke: und das ist auch ein Vergnügen zu wissen, wenn man Leute fände, die einem das sagten, dann könnte man klug werden. Ich will Ihnen aber diesmal über Ihren Brief alles so sagen, Sie sollen Ihre Freude dran haben. Ich fange mit einer gräßlichen Thorheit an, zeig' Ihnen also mein Innerstes; ich habe nicht geglaubt, daß Goethe so subaltern antik (Sie sehen, ich weiß kein Wort) angezogen geht, denn ein Mensch, der alles weiß, weiß auch dies, und warum sollt' er sich nicht ein bischen apprivoisirter kleiden, noch dazu da er am Hofe lebt und in den neuesten Gesellschaften ist, das käme ganz natürlicherweise von selbst, so wie ich jetzt glauben muß, er geht mit Bedacht anders, und das begreif' ich nicht. Nun ist es aber wohl noch ganz anders, er mag aus Bequemlichkeit so gehen, mag lange nicht nach so etwas gesehen haben, mag so etwas seinen Leuten überlassen; und dann, er weiß nur alles, und er mag so sein. Was Sie mir übrigens schreiben, ist mir gar nicht aufgefallen, die Leute machen einen immer irr, und wenn die einen nicht zurechtweisen wollten, wäre man schon längst klug. Natürlich hat man sich ihn ungefähr so denken müssen, und warum sollt' er anders sein, wer hat ein größeres Privilegium zum Mies-sein, als er? Aber da kommen die gleich mit ihren Quersachen von Stolz und anderem

Dummen, kurz so dumm, als sie selbst sind. Das linke Hand antrauen versteh' ich auch nicht; vielleicht hat die Person gewollt, und überhaupt versteh' ich den Werth und die Wirkung dieser Ceremonie nicht. Ignorance, mais tout de bon. Ich glaube Ihnen in allem ganz, und glauben Sie mir, ich habe Ihnen die Mühe der ringsum abgehauenen Vorurtheile aller Art wohl angelesen; Sie haben so einfach nur *erzählt*, was da war, wie in Goethe's Karneval. Das ist eine erschreckliche Mühe, ich weiß es, weil man da nur thut, was man schon gethan hat, was das einzige ist, was man *thun* muß, *sehen*, und ehe man vorurtheilt und sich etwa *verurtheilt*; das muß ein jeder thun, und dies noch einmal zu thun ist sehr langweilend. Sie haben mir die prächtigste Satisfaktion seit langer Zeit gegeben (nun frag' ich gar keinen mehr darüber aus), und *fragen* noch lange, ob Sie so fortfahren sollen: Herr Gott! das wäre zu viel, so exakt brauchen Sie nicht zu sein, ich will schon verstehen, aber hören Sie ja nicht auf, alles zu besehen, und unmenschlich zu fragen, das ist das Wahre.

Wie können Sie aber nur so grausam sein, und mich ermahnen, ich solle oder müsse das alles sehen! Wissen Sie denn nicht, daß ich vergehe, ganz vergehe, wie etwas, das aufhört: ist es einem ordentlichen Menschen möglich, Berlins Pflaster sich für die Welt ausgeben zu lassen (dies abscheuliche, windige Klima nur! seit vorgestern hat's zum erstenmale geregnet, und heut' ist gut Wetter) und kann ein Frauenzimmer dafür, wenn es auch ein Mensch ist? Wenn meine Mutter gutmüthig und hart genug gewesen wäre, und sie hätte nur ahnden können, wie ich werden würde, so hätte sie mich bei meinem ersten Schrei in hiesigem Staub ersticken sollen. Ein *ohnmächtiges* Wesen, dem es *für nichts* gerechnet wird, nun so

zu Hause zu sitzen, und das Himmel und Erde, Menschen und Vieh wider sich hätte, wenn es weg wollte, (und das Gedanken hat, wie ein anderer Mensch) und richtig zu Hause bleiben muß, das, wenn's *mouvements* macht, die merklich sind, Vorwürfe aller Art verschlucken muß, die man ihm mit *raison* macht; weil es wirklich nicht *raison* ist zu schütteln, denn fallen *die* Gläser, die Spinnrocken, die Flore, die Nähzeuge weg, so haut alles ein. (Jettchen war eben hier, die und die Veit sind auch *enchantirt* von Ihnen – *mais vraiment enchantées*, – sie *goutiren* ganz die *Simplizität*, die Mühe und Aufmerksamkeit, und daß keine Frage übrig bleibt). Hören Sie aber nur um Gottes willen nicht auf, mir besonders von der Schönheit der Örter zu schreiben, und bleiben Sie (überhaupt) sich gleich, wo möglich! [...]

Es ist mir als sähe ich das doch alles noch einmal, es wird mir nie einkommen, daß ich ein Schlemihl und eine Jüdin bin, da es mir nach den langen Jahren und dem vielen Denken darüber nicht bekannt wird, so werd' ich's auch nie recht wissen. Darum »nascht auch der Klang der Mordaxt nicht an meiner *Wurzel*«, darum leb' ich noch. Das hab' ich Ihnen doch noch alles nicht gesagt, darum schreib' ich's Ihnen, daß Sie Vergnügen daran haben sollen. [...]

Leben Sie wohl, lieber Veit, und haben Sie recht Vergnügen, denn Sie haben's für mich mit, weil ich welches davon habe. Wann kommen Sie wieder – wie ist das, so etwas will ich wissen. – – Vielen Dank. –

Apropos, lieber Veit, ich habe mir für vier Groschen ein halb Buch fein Papier gekauft, und schneide mir mit Ihrem Federmesser die Feder selbst. *Imaginez*.

Mit David Veit, der in Göttingen Medizin studierte, führte Rahel Levin einen ausgedehnten Briefwechsel, der wohl von Anfang an zur Publikation vorgesehen war. Veit hatte zusammen mit seinem Onkel Simon Veit in Weimar Goethe besucht, wovon er am 20. März 1793 ausführlich berichtete: »Er hat eine männliche, sehr braune Gesichtsfarbe; die Farbe der Haare ist etwas heller. Er trägt das Vorderhaar ratzenkahl abgeschoren, an den Seiten ausgekämmt und völlig anliegend, einen langen Zopf; weiß gepudert. [...] Seine Binde ist eine von den unter gesetzten Männern ganz gewöhnlichen, hinten zugeschnallt, vorne glatt und dünn, und wegen dem übergelegten Hemdekragen wenig zu sehen. Die Wäsche fein, mit wenig vorstehendem Jabot. Kleidung: ein blauer Überrock mit gesponnenen Knöpfen, doppeltem Kragen (der eine über die Schultern, der stehende nicht recht hoch) eine schmal gestreifte Weste von Manchester oder ähnlichen Zeuge und – vermuthlich Beinkleider; der Ueberrock bedeckte sie, kalblederne ordinäre Stiefel. Alles zusammen genommen kann er ein Minister, ein Kriegs Rath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann seyn, nur kein Gelehrter und gewiß kein Virtuose. In Berlin würde ihn jeder einheimisch glauben.« – Das »linke Hand antrauen« spielt auf Goethes Beziehung zu Christiane Vulpius an. – Mit »Goethe's Carneval« ist Goethes Essay »Das Römische Carneval« gemeint. – »Die Veit« ist Brendel Veit, damals mit Simon Veit verheiratet, die spätere Dorothea Schlegel, »Jette« ihre Schwester Henriette Mendelssohn, die jüngste Tochter von Fromet und Moses Mendelssohn. – Der »Klang der Mordaxt« zitiert Egmonts Monolog im letzten Aufzug von Goethes gleichnamigem Drama, kurz vor der Hinrichtung.



An David Veit in Göttingen.

Berlin, den 18. November 1793.

NUN WILL ICH IHNEN GENAU SAGEN, was ich von meinem unrichtigen Schreiben weiß, ohne mich im geringsten entschuldigen zu wollen; weil ich mich durch Ihre *Frage* gar nicht angeklagt fühle. Ich mag mir wirklich noch so viel vornehmen, auf die Orthographie, während ich lese, Acht zu geben; so geschieht's fast niemals; und bringe ich es einmal gleich anfangs beim Lesen dahin, so lese ich gar nicht, sondern sehe nun nur wieder, wie die Wörter geschrieben sind; dessen werde ich gar bald überdrüssig, und lese wieder; das ist nun entsetzlich traurig für mich, und jeder Geringste kann daher mehr lernen als ich, und es wäre entsetzlich, wenn mir nicht der Ausweg zum Trost übrig gelassen wäre, daß ich der schlechten Seite meines Kopfes gar nicht Schuld geben kann, und daß es grade die gute ist, die mir diesen Streich spielt. Es ist wahr, daß ich immer an das Wesentliche denke, wovon ich lese, und daß ich alle Mittel dazu nur so schnell als *möglich* brauche, und sie dann vergesse; ich ordne mir alles, was ich höre und lese, zu einem Ganzen, und werd' ich in diesem Geschäft auch oft an Dinge erinnert, die hier nicht eigentlich hingehören, so lege ich auch die geschwind an ihren Ort, und packe weiter, aber ohne jemals an die Mittel zu denken, die ich nun einmal habe und auswendig weiß. Daher lerne ich nichts, und daher kann ich auch sehr schwer jemand etwas lehren; Alle, die mir Unterricht geben, fangen an, mir etwas herzupredigen, das immer aus einem Gesichtspunkt genommen ist, woraus ich diese Sache nicht nehme; nun sprechen sie Stunden lang ohne allen Zusammenhang für mich, ich

höre aber doch mit der größten Anstrengung zu, denn unter allen diesen Dingen sagen sie doch etwas, das ich schon längst einmal gern habe wissen wollen, und was ich in meinem Kram brauchen kann; so ist mir's noch mit allen Meistern gegangen, und so verstehe ich erst jetzt, was sie mir sonst gesagt, und ich noch behalten habe; wie ich nie Antworten in der Art verstehe, wozu ich die Fragen nicht gemacht habe, und so ein Meister sagt einem Antworten dutzendweise hinter einander her, und die soll man behalten! Ich glaube aber nicht wie Sie, daß ich, wenn ich französisch schriebe, weniger Fehler machte. – Es ist mir recht innerlich lieb, daß Sie jetzt fleißig sind; Kenntnisse sind die einzige Macht, die man sich *verschaffen* kann, wenn man sie nicht hat, Macht ist Kraft, und Kraft ist alles; findet man denn einmal am Ende, daß alle unsere Spekulationen ein in nichts zerfließendes Blendwerk waren, so bleiben uns dann die wirklichen, brauchbaren Kenntnisse, die uns Andern vor- oder nachstehen machen, und die schon an und für sich genug gewähren, um auch noch unser Vergnügen daraus zu machen. – Ich bin der erste Ignorant der Welt! der *dabei* so viel auf Kenntniß hält, und nicht aus erschrockener Unwissenheit, wie die andern, nein, ich weiß was es auf sich hat. Nun kann mir nichts in der Welt mehr helfen, und ich muß mich so aufbrauchen, kann auch an wenig andern Menschen Trost finden, und wenn sie auch von Kenntnissen strotzten, denn was sind sie dabei dumm, weitläufig und pedantisch! Glauben Sie aber ja nicht, daß ich die einzige *Zierde* meiner Unwissenheit, die Sorglosigkeit darüber, diese einzige Liebenswürdigkeit, verloren habe. – Apropos! wenn ich französisch schreibe, fällt mir schlechterdings kein deutsches Wort ein.



An Gustav von Brinckmann in Berlin.

Berlin, Dezember 1793.

MAN KANN AUCH ESSEN OHNE ZÄHNE, starke Bouillons, Weinsuppen, Kompots u.s.w. Wenn Sie nur ganz dieselben Tropfen haben, als der Eigensatz ihre sind, ich bilde mir ein, sie müssen Ihnen helfen. Halten Sie sich nur wirklich, beim Schreiben muß man sich so bücken, und das macht ärgere Zahnschmerzen, ich kenne das alles sehr gut. Ich weiß gar nicht, wie Sie das meinen, wenn Sie sich für den Antheil bedanken, den ich an Ihnen nehme, soll man an *Schmerzen* keinen Antheil nehmen, wo man wie von seiner Existenz überzeugt ist, daß man nicht helfen kann, und also auch gar keinen Trost finden kann, da *bleibt* einem doch nichts, als Antheil, den man sich nicht erwehren kann, und der also nichts verdient. Was sagen Sie zu meiner moralisch-philosophisch-ennuyanten Abhandlung? Sie ist mir wirklich nur selbst so rausgeplatzt, und soll gar für Sie nicht sein, schenken Sie sie mir. Sie haben wohl gar keine Gesellschaft? – [...] Wenn nicht ein förmliches »Es schickt sich« in der Welt herumliefe und den Ton angäbe, so wäre ich jetzt bei Ihnen und früge Sie das, und ich würde gleich sehen, ob ich Sie ennuyöre, und da liefe ich weg. So ist's – einer nach dem andern purzelt auf die Welt; ändert nichts drin, wenigstens nichts, was er gern

will, und geht wieder ab. Ist die Bemerkung traurig, trivial, oder alt, – wahr ist sie, buchstäblich wahr, und ihre Ewigkeit macht ihre Wahrheit aus, drum ist sie traurig, alt und trivial. Adieu. Machen Sie sich nur nicht zu schwach. Essen Sie wo möglich etwas.

Mit Gustav von Brinckmann, einem schwedischen Diplomaten, führte Rahel Levin einen umfangreichen Briefwechsel. – Die »Eigensatz« ist die Schauspielerin Christel Eigensatz.



An Henriette Mendelssohn in Neustrelitz.

Berlin, den 20. März 1794.

LIEBE JETTCHEN! Sie werden sich wohl meiner Handschrift und meiner Person nicht mehr erinnern, denn es ist so lange und unerhört daß ich Ihnen Antwort schuldig bin, daß es kein Wunder wär mich für undankbar zu halten – die häßlichste Untugend! denn sie zeigt eben so wenig Verstand, als ein nicht empfindungsfähiges Herz an. Aber glauben Sie mir nur wieder – es war nicht ganz meine Schuld, daß ich so schien: anfangs hielten mich viel verdrießliche Krankheiten, in meinem Hause und in meinem Körper, ab, und nachher hatt' ich freilich selber Schuld; es ging mir wie Goethe so wahr von dem Geheimniß sagt: »Von alten Banden löset un-

gern sich die Zunge los, ein langverschwiegenes Geheimniß endlich zu entdecken.« Zwar ist es kein Geheimniß was ich Ihnen sagen will, aber ich halt' es doch werth: und es kommt mir aus dem Herzen, und kann nur wieder von einem Herzen aufgenommen werden – kurz es ist eine Art Geheimniß. Aber noch eine Abhaltung war für mich, die ich nicht gerne sage. – Sie schienen mir diesen Sommer so geneigt zum ehelichen Leben, und in Ihrem letzten Brief an mich so ganz das Gegentheil: ich glaube, beides nicht aus rechten Gründen. Sie waren durch Ideen, die Ihnen immer Ehre machen, und nur allein auf die wirklichen helfen können, dafür, und sind durch *eine* Erfahrung (wie natürlich) davon abzukommen. Beides ist nicht heilsam. Was kann in dieser Einrichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse für eine jede an Körper und Seele gesunde Person besser sein, als diese trostvolle, sanfte Verbindung der Ehe? Die besten Gründe wider das uneheliche Leben werden Sie gewiß von Diderot auswendig gelernt haben. Nur Eins fällt mir noch ein, alle Verbindungen können durch andre aufhören, oder man kann sie weg verläumdern, vernünftlen, oder wohl nur vergessen: sind wir dies alles auch nicht von uns, so sind wir es doch gewiß von Andern gewärtig. Was kann aber einen Mann dazu bewegen, einem von diesem allen zu unterliegen, wenn er eine tugendhafte und verständige Frau hat, und es durch Liebe glaubt? – ohne *seine* Ehre zu kränken, die ein Mann immer am meisten lieben muß. Und warum sollte eine rechtschaffene Frau einen solchen Mann nicht lieben können? – und ihm in Kleinigkeiten nachgeben, und vergeben, denn letzteres wollen die Männer besonders gern; – sie brauchen es ja nur zu *glauben*, so sind sie auch zufrieden. Das schmalsichtige Völkchen!

aber *unterdem* kann es auch nicht sein. Der Mann muß hohe Begriffe von Ehre, und die Frau eben so hohe von Tugend haben, und eine mäßige Liebe und eine lange Gewohnheit kann Ehre und Tugend zusammenhalten. Nur ist die Sache, Ehre kann mehr unternehmen als Tugend, letztere verliert schon im Vertheidigen; drum muß sie sich hüten besonders mit Ehre in Streit zu kommen, muß ihr ihre angeborenen Rechte gutwillig lassen, und nicht glauben – weil sie verbunden sind zusammen zu wirken – daß sie deßhalb auch gleiche Rechte haben; das Muß ist ganz gleich (dafür hat die ewige Natur gesorgt), aber die Art sehr verschieden. – Sie wundern sich, mich eine Sache vertheidigen zu sehen, *gegen* die ich diesen Sommer so sehr war: freilich wend' ich all diese schönen Gründe nicht auf mich an – denn *ich* kann nicht mehr – *ich* bin verdorben – drum aber warne ich Sie auch so sehr, denn fürchten Sie sich nur – es ist ein großes Unglück.

Wahre aber traurige Erfahrungen haben mich in meiner Denkkungsart bestärkt; heute hab' ich erst die Erfahrung gemacht, daß es treulose Ehemänner giebt, – die doch dem Schatten ihrer Frau nicht trauen: nun sollte man glauben, daß es wenigstens Gefühl für weibliche Tugend wäre, was diesen Wüthricht macht, aber auch diese Zuflucht von Trost läßt *der* nicht: denn er entehrt seine Frau, indem er sich öffentlich beklagt und seinen Argwohn zeigt. Die Frau aber bekommt dadurch noch nicht ein Haarbreit weniger Recht rechtschaffen zu sein, um niemals *das* sich drüber zu beklagen. Alles dieses zusammengenommen macht, daß ich Ihnen auf eine bloße Anfrage so zuversichtlich und fast arrogant antworte. –

Sie haben noch einen Gedanken über Tod hören lassen, den ich Ihnen in diesem Brief nicht mehr beantworten kann:

und worüber ich Ihnen meine Gedanken so deutlich, als ich sie mir selbst machen kann, mittheilen will. Rächen Sie sich nicht – ich muß bald Antwort von Ihnen haben. Wären Sie aber gar der Rache nicht ausgesetzt, so müßten Sie mir doch antworten. Ich hoffte Sie immer zu sehen, von einer Zeit zur andern, und dachte Ihnen dies alles zu sagen, und recht viel von Ihnen zu hören; so kann ich aber nur schriftlich sagen, daß ich Sie recht liebe – und sehr oft an Sie denke und von Ihnen spreche – mit unsrer lieben Hendel, welche Sie grüßt. Adieu meine Liebe. Rahel Levin.

[...] Wissen Sie was – dieser Brief wird den Sonntag abgehen, ich schreib' Ihnen gleich noch einen nach, vielleicht mit derselben Post, um Ihnen ordentlich zu antworten, und wieder auf alles was in einen Brief gehört Antwort zu bekommen. Nochmals, meine liebe Jette, leben Sie glücklich und lieben Sie mich.

Henriette Mendelssohn hielt sich oft in Neustrelitz auf, wo ihre verwitwete Mutter Brendel Mendelssohn bei ihrer Tochter Recha, verheiratete Meyer, lebte. – In Denis Diderots *Le père de famille* heißt es: »dites-moi en est-il un plus triste et moins considéré que celui d'une fille âgée? ... Une fille surannée n'a plus autour d'elle que des indifférents qui la negligent, ou des âmes intéressées qui comptent ses jours. Elle le sent; elle s'en afflige; elle vit sans qu'on la console, et meurt sans qu'on la pleure.« – In Gotthold Ephraim Lessings Übersetzung lautet die Passage: »sage mir, gibt es einen traurigeren, einen ungeachteteren Stand als den Stand einer betagten Jungfer? [...] Eine alte Jungfer hat niemanden um sich als Gleichgültige, die sie verabsäumen, oder Eigennützigte, die ihre Tage zählen. Sie empfindet es; sie betrübt sich darüber; sie lebt,

ohne daß sie jemand tröstet, und stirbt, ohne daß sie jemand beweinet.« – »Von alten Banden löset ungerne sich die Zunge los« zitiert aus dem ersten Akt, dritte Szene, von Goethes *Iphigenie auf Tauris*. – »Hendel« – Rahel Levins Schwägerin Henriette Robert.



An David Veit in Jena.

Berlin, den 21. und 22. März 1795.

WENN MAN EINEN MENSCHEN als Freund ansieht, so hat er nichts davon, als daß man ihn eben so schlecht, unhöflich, und *hart* behandelt, als sich selbst; aber auch keinen andern wieder so – finden *Sie* ein Wort – süß ist mir zu schlecht, und ein anders weiß ich doch nicht. Es war Ihnen äußerst unangenehm, so lang nichts von mir zu hören; das hab' ich jeden Tag gefühlt, jeden Tag Briefe an Sie komponirt, und doch nicht geschrieben. [...] Ich will Sie einmal tief in meine Seele schauen und nichts darin erblicken lassen, wie mich selbst (wie ist hier nicht anstatt »als«; ich erblicke auch nichts, soll es heißen); denn wahrhaftig mir selbst macht's Mühe mich *deutlich* zu denken. Die Hauptursache, warum ich nicht schrieb, sind Meister, die Horen, und die Messe; über die ersten kann man – außer Bücher – nicht schreiben, – und mit niemand möcht' ich lieber darüber sprechen, als mit Ihnen, – und die Messe wollt' ich als nichts Ungewisses be-

rühren; weil das bei mir Hölle, Teufel, und alle schlechten Erfindungen der Dinge sind, die alles erfunden haben, und die wälze ich so leicht nicht auf einen Andern.

Den 22. März.

Sehen Sie, daß ich nichts thun kann; bei dem Wort »Andern« trat die Liman und Wessely in die Stube, und aus war das Schreiben. Mama will mich nicht nach Leipzig mitnehmen; sie will nur in einem halben Wagen fahren; – kurz die Einrichtung der paar Umstände, unter denen ich keuche, ist so, daß auf alles, nur auf mich keine, Rücksicht genommen wird; obgleich man manchmal, wenn ich in Agonie par exemple liege, solche Mienen macht. Ich bin krank. Nun sag' ich's selbst; und kann gar nicht wieder gesund werden, als durch Pflege. Niemand lebt, der mich pflegen würde, also muß ich's selbst thun, und wie mit Gewalt. Denken Sie sich die Pflege! denn ich bin krank durch gène, durch Zwang, so lange ich lebe; ich lebe wider meine Neigung, wenn ich auch nur immer dagegen handeln seh. Ich verstell mich, artig bin ich, daß man vernünftig sein muß, weiß ich; aber ich bin zu *klein* das auszuhalten, zu *klein*, ich will nicht rechnen, daß ich keinen empfindlichern, reizbareren Menschen kenne, und der immer in Einer Unannehmlichkeit tausend empfindet, weil er die Charaktere kennt, die sie ihm spielen, und immer denkt und kombinirt; ich bin zu *klein*, denn nur ein solcher kleiner Körper hielt das nicht aus. Mein ewiges Verstellen, meine Vernünftigkeit, mein einziges Nachgeben, welches ich selbst nicht mehr merke, und meine Einsicht, verzehren mich, ich halt' es nicht mehr aus; und nichts, niemand kann mir helfen. Einmal kann man so etwas sagen, erklären, demonstri-